

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68125](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68125)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 13. August 1847.

N^o 65.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Fatale Störung.

Nun summen die Gespräche,
Nun fließt der goldne Wein,
Ich aber schaue träumend
Ins leere Glas hinein.

Herr Wirth, noch eine Flasche!
Der Weg ist öd' und lang,
Am schönsten läßt sich reisen
Beim hellen Becherklang.

Drum tummelt euch, Gedanken,
Und traget rasch mich fort
Durch Ströme, Wälder, Berge
Nach meiner Liebsten Ort.

Schon seh' im Mondenlichte
Ich ihre Wohnung stehn,
Und durch die hellen Scheiben
Zwei blaue Neuglein sehn.

Auch sie muß mich erkennen,
Es winkt die schöne Hand,
Schon will ich sie erfassen —
Als schnell der Traum entwand.

Es öffnet sich die Thüre,
Ein Mann der Polizei
Erscheinet: „Meine Herren,
Es ist bereits vorbei!“

S—iel.

R.

Der Geiger.

(Schluß.)

Der Geiger lag auf dem Ruhebett des Conversationszimmers, genoß stumm die dargebotene Labung, schlürfte tropfenweise ein Glas Wein und

athmete in langsamen schweren Zügen, während das Concert seinen Fortgang hatte. Er war berauscht im vollsten Sinne des Wortes, die mächtigen Eindrücke der letzten Stunde, der Genuß der langentbehrten Nahrung, die Wirkung des seltenen Getränkes hüllten seine Sinne in ein dichtes Nebelmeer, in dessen Bogen sie spielend aber bewußtlos sich schaukelten; mit starrem aber klarem Blicke schaute er zur Decke empor und suchte vergebens den Faden, der diese Ereignisse mit dem realen Leben verknüpfen sollte; für die Glückwünsche, die man ihm darbrachte, war er taub; auf die Fragen, die man an ihn richtete, fand er keine Antwort. Inzwischen war die Zeit herangerückt, wo das zum Schlusse angekündigte Violin-Concert an die Reihe kommen mußte. Die Direktoren berathschlagten über die zu nehmenden Maaßregeln, denn einstimmig war man der Meinung, daß unter den obwaltenden Umständen ein zweites Auftreten des jungen Virtuosen unmöglich sei. Diesem aber schien der Gegenstand der Unterhaltung nicht ganz entgangen zu sein, denn mit den Worten: „Ja, spielen!“ sprang er auf und eilte zum zweiten Male auf die Stätte seines Triumphes. Den endlosen Jubel, der ihm entgegenbrauste, verstand er nicht; er ergriff die Geige und sein übervolles Herz sprach aus ihr abermals zu der Versammlung, aber es waren ganz andere Töne als die ersten, sie waren süß, weich, lyrisch und jauchzend; Erinnerungen aus der seligen Kindheit hüpfen lächelnd aus den Saiten, Klänge aus dem Frieden der fernem freien Heimath wiegten sich selig, wie auf Fittigen der Cherubim; der Jubel über ein plötzlich erkanntes Lebensziel jauchzte auf in trunkener Wonne, Freudenthränen zitterten jetzt an den Wimpern, die vor Kurzem das bittere Maß des tiefsten Schmerzes benetzt hatte. Eine goldene Zukunft strahlte ahnungsvoll in die Seele des Geigers, und er begrüßte sie mit den Jubelstönen reiner Liebe und gläubigen



Vertrauens. Wieder mußte man ihn trennen von dem entzückten Publikum, dessen jauchzenden Zuruf er nicht hörte, und wieder sank er bewußtlos in die Arme seiner Umgebung. Aber es war keine Ohnmacht der Ermattung, die ihn umfing, es war ein Hinauseilen der Seele in die Freuden späterer Tage, in denen sie schwebte. Er erwachte nicht; man mußte sich begnügen, ihm ein weiches Lager zu bereiten und ihn dort zu verlassen; er schlief den süßesten Schlaf des Kindes, das den lang entbehrten Schooß der Mutter wiederfand.

Am nächsten Morgen war ganz Bologna voll von dem wunderbaren Talente des jungen Virtuosen. Um sein Lager waren nebst den Direktoren der Akademie die ersten Männer der Stadt versammelt. Es dauerte lange, ehe er erwachte, noch länger, ehe er in dem schönen Traume der Nacht Wirklichkeit finden wollte. Es kam zu Erklärungen, und man arrangirte so schnell als möglich ein zweites Concert zum Besten des jungen Künstlers. Die ersten Häuser boten ihm ein Asyl, mit liebender Sorgfalt half man seinem Mangel ab. Das Concert fand statt, und war eben so reich an künstlerischen Erfolgen, wie an materiellem Ertrage. Nach der Bezahlung seiner kleinen Schulden, der Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse und vor Allem einer Geige blieben dem Virtuosen noch 300 Lire übrig. Mit diesen reiste er nach Paris, wo er bald nachher im Orchester der Academie royale de musique glänzte. Später durchreiste er ganz Europa und man reichte seinen Namen denen der ersten jetzt lebenden Virtuosen an. Auch jenseits des Meeres, in dem an Wohlstand und Freiheit gleich mächtig aufblühenden Amerika hat er durch seine Kunst die Herzen bezaubert. Ueberhaupt hat er seitdem Staunenswerthes geleistet auf seinem Instrumente, aber ein Concert wie das zu Bologna hat er nie wieder gegeben. Es war das erste Concert des Norwegers Ole Bornemann Bull; die alte Geige hat er als Heiligthum in die Heimath gesandt, wohin er einst nach vollendeter Künstlerbahn zurückzukehren gedenkt, vielleicht in diesem Augenblicke schon zurückgekehrt ist, um nie wieder in der großen Welt zu erscheinen, die er, wie ein glänzendes Meteor, in Erstaunen setzte, und woraus er eben so schnell und spurlos als dieses verschwand.

Die Eisenbahnen und das Heimweh.

Auch um das Heimweh bringen uns die Eisenbahnen. Sonst wenn aus unserem Dorfe der Wanderbursch in die Fremde zog, da war's die Heimath, von der er Abschied nahm. Vater und Mutter gaben

ihm den Segen mit, die Geliebte schaute ihm wohl mit einer Thräne vom Bodenseiterlein nach, und zuletzt waren es die Jugendfreunde und Genossen, die ihm bis an die Grenze das Felleisen trugen und das Geleite gaben. Nun lag die weite, weite Welt vor ihm, jeder Kirchthum führte weiter fort, mit jedem Stadthor trat die Flur der Heimath weiter zurück, Berg und Ebene dehnten sich zu weiten Fernen hinter ihm aus, und an der Kluft, die zwischen Wanderschaft und Heimkehr befestigt war, näherte sich die Sehnsucht, stärkte sich die Liebe. So lange die Ferne noch eine Ferne war, war das Heimweh noch in seinem Rechte. Und das Heimweh war gut. Es war die Poesie, die auch den Prosaischen traf, es war das Feuer, das das Herz draußen in der kalten Welt warm erhielt, es war der Engel auch, der die Unschuld in der Fremde schützte. Um den Preis der Heimkehr hielten sich die draußen in der Fremde brav. — Bald aber giebt's kein Deutsches Heimweh mehr. Nur die Schweizer mit ihren unwegsamen Alpen werden's noch behalten. Von Ost nach West, von Süd nach Nord kommt man bei uns in wenig Stunden. Hauptstadt und Provinz, Rhein und Oder, Wien und Hamburg, Fremde und Heimath, liegen nicht mehr auseinander. Wer sehnt sich noch, wenn er nicht weit mehr nach Hause hat? Wäre das Lied: Traute Heimath meiner Lieben, nicht schon gemacht, es fände jetzt keinen Dichter. In zehn Jahren wird kein deutsches Mutterkind mehr verstehen, wie's dem zu Muthe war, dem das Heimweh von der Fahne trieb: In Straßburg auf der Schanzen. Und das Volks- und Abschiedslied: O, du Deutschland, ich muß marschiren, wird bald kein Volkslied mehr sein, und keine Saite mehr haben, die noch anklingt. Wenigstens nach Amerika oder Rußland soll fahren, wer die Sehnsucht kennen lernen will, über's weite Weltmeer muß, wem noch die stille Insel seines Jugendlandes hinter den blauen, fernen Bergen ein Gegenstand edlen Heimweh's auf-tauchen soll.

Mögen sie Neben halten zur Eröffnung, mögen sie den Segen der Bahnen herausstreichen für die Menschheit. Ich stelle mich auf die Seite der Lohnkutscher ohne Lohn, der Gasthöfe ohne Gäste und — der Herzen, denen das Heimweh genommen ward. Das ist auch ein Capital, das einst seine stillen Interessen trug, und nun eine Aetie geworden ist, die 20 Procent verloren hat. Der Dampf der Locomotiven ist nicht schöner, als der Rauch der Heimath, den nach langer Irrfahrt heimkehrend Held Ulyß an Ithaca's Küsten verlangend sahe. (D. 3.)

Ein Beitrag zur Charakteristik der Kornspeculanten.

In einem Wirthshause zu M., nicht weit von W., kamen vor einiger Zeit zwei, dem Wirth bekannte Herren an und erkundigten sich angelegentlich nach dem Stand der Feldfrüchte, namentlich nach dem des Roggens. Der Wirth, zugleich langjähriger, erfahrener Oekonom, versicherte, daß hier Alles gesund und sogar mit vollem Grund eine Ernte zu hoffen sei, wie er sie während seiner 45jährigen Haushaltsführung nicht erlebt.

Die Herren, ein christlicher und ein jüdischer Handelsmann, waren, oder wollten vielmehr anderer Meinung sein und gaben sich alle mögliche Mühe, den Wirth vom Gegentheil zu überzeugen, boten sogar unaufgefordert demselben für Roggen auf Lieferung nach der neuen Ernte einen sehr hohen Preis. Der Wirth aber, die Absicht der Herren längst errathend, wollte sich eben so wenig hierauf einlassen, als er unhöflich gegen die Meinung seiner Gäste verstoßen wollte, er erlaubte sich vielmehr nur die Aeußerung, daß dergleichen Versuche, unsere üppigen Furen und Saaten zu verdächtigen, nur allein von Kornspeculanten ausgehen könnten, denen es nur darum zu thun sei, von dem armen Manne, der schon seit mehreren Monaten gehungert und jetzt mit schmerzlicher Sehnsucht die neue Ernte erwarte, den letzten Heller zu erpressen, — da riß dem einen Herrn (dem letztgenannten) der Geduldsfaden, indem er sagte: „das Volk hätte noch lange nicht genug gehungert, solcher Hungerjahre hätten wir noch zwei haben müssen!“

Man sollte es kaum glauben, daß Gewinnsucht und Habgier so weit führen könnten, und doch ist es leider wahr! 4. *)

Auszug aus einem Schreiben aus Westerstede vom 26. Juli 1847.

„— Bei uns wird von Seiten des Amtes mit aller Macht daran gearbeitet, die Schnapschenken zu vertilgen und die Gastwirthschaften auf den Dörfern in Bierchenken zu verwandeln. Dabei können nun freilich nur die hiesigen Gastwirth und diejenigen Schenkwirth gewinnen, die sich einer lebenslänglichen Concession erfreuen, denn Alles was künftig in unsere Nähe kommt, wird sonst keine Herberge finden können, als bei uns. In einigen Orten darf der Wirth sogar kein Bier aus dem Hause verkaufen, sondern wer Durst bekommt, oder bei der Arbeit ein Krügelchen Bier trinken will, muß es von uns holen.

Ich will die gute Absicht des Amtes nicht verkennen, denn ein jeder Eingeseffene kann sich ja seine Bedürfnisse an Getränken in größern Quantitäten zu Hause halten (notabene wenn es sein Geldbeutel erlaubt), aber für die kleinen Handelsleute, als z. B. die Strumpfhändler, die Barjeler Holzaufkäufer etc., welche fast das

*) Ob uns das in Aussicht Gestellte recht ist? — ohne Zweifel! D. Beob.

ganze Jahr hindurch bei uns von Dorf zu Dorf ziehen und nicht selten an einem Orte mehrere Tage verweilen, ist es unstrittig sehr hart, wenn sie jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk wieder nach Westerstede wandern sollen; selbst abgesehen davon, daß sie auf den Dörfern gewiß billiger übernachten, als hier (beiläufig gesagt kostet ein Roggenbrod von 15 Pfund hier noch immer 30 Grote).

„Ob wohl ähnliche Neuerungen auch in andern Aemtern vorkommen, oder ob sich nur unser Amt durch derartige Maasregeln auszeichnet?? — — —“

Bannrechte und Zünfte.

Nach dem was bereits über die Abschaffung des Bannrechts oder über eine bessere Erhebung der Matten vorliegt, läßt sich auch für die bevorstehende Pachtungszeit ein Gelingen auf die Wünsche der Bürgerschaft von der Großherzogl. Cammer nicht wohl erwarten.

Ein beständiges Wiederholen solcher Wünsche, ein fortgesetztes Mitteln an solchen veralteten Privilegien, — die zu unserm jetzigen Leben passen, wie die gemachten Zunftgesellen mit Fopf und Schwert zu den Gewerbeeinrichtungen unserer Zeit, — ist um so weniger zu unterlassen, als man sieht, wie fest sie noch wurzeln; sie haben die Zünfte überlebt, aber auch ihre Zeit und Stunde wird kommen, und um so schneller, je mehr und je entschiedener die öffentliche Meinung sich dagegen ausspricht.

Anderes ist es freilich, wenn im Volke solche Privilegien bestehen; mit denen wird man eher fertig. Die zu ihrer Zeit mächtigen Verbindungen, die Zünfte, mußten sammt Pergamente, Fopf und Schwert der freien Bewegung des Ganzen weichen, während Vorrechte, welche von oben herab die wichtigsten Betriebe als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen, zum Schaden des Allgemeinen fortbestehen; und nicht allein daß dadurch nothwendige Lebensbedürfnisse vertheuert werden, es ist auch ein Eingriff in die persönliche Freiheit, weil die Ausübung eines sonst erlaubten Gewerbes dadurch verboten ist.

Daß die ersten Unternehmer gemeinnütziger Einrichtungen Vorrechte erhielten, hatte sein Gutes, wenn solche Unternehmungen dadurch ins Leben gerufen und einen nöthigen Schutz erhielten. Aber sollen solche Vorrechte denn bis in alle Ewigkeit dauern? — Die Mühlen nähren ihre Besizer ohne künstlichen Schutz, das sieht man an ihren Pächtern.

Ja, wären die Mühlenbesizer schlechte Handwerker, sie hätten des Schutzes sich wohl lange nicht mehr zu erfreuen, ihre Vorrechte wären zu den übrigen Böpfen geworfen, und es könnte Mehl machen wer da wollte.

Aber warum will man denn das Bannrecht erhalten? fürchtet man vielleicht, daß bei einer größeren Concurrenz Mangel an Mehl statt finden könnte? Das wäre ja gegen alle Erfahrung; oder: würde die Großherzogl. Cammer dadurch eine Einnahme verlieren? Nach einem bezüglichen Aussage in der letzten Nr. dieses Blattes soll ohne Bannrecht eben so viel Pacht

geboten sein, als mit Bannrecht. Aber wenn neue Mühlen angelegt würden? Auch das würde nicht viel bringen und sich durch die sich täglich vermehrende Bevölkerung des Bannstrichs fast ausgleichen. Und wenn auch nicht ganz; ist es dem kleinen Handwerker nicht auch fühlbar, wenn neue Werkstätten hinzukommen? Die Großherzogl. Cammer hat eine Concurrenz am wenigsten zu fürchten, weil ihre Wassermühlen durch die Wohlfeilheit der Triebkraft schon bedeutende Vortheile voraus haben.

Wenn die Großherzogl. Cammer Arbeiten ausverdingt, so verbietet sie die Vereinbarung der Meister eines Gewerbes; als Vorgeserin der Mühlen geht sie aber selbst diesen Weg und schließt jede Concurrenz aus. Daß ein so ungleiches Verfahren in ähnlichen Erwerben eine Mißstimmung hervorzurufen muß, läßt sich denken; und auch deshalb wünscht Jeder, daß auch im Mülkerhandwerke Concurrenz stattfinde.

Das Volk.

Wie wenig Manche die Handwerker kennen, zeigte sich in einer vor einigen Tagen stattgehabten Versammlung. Ein Redner wollte den anwesenden Meistern in einer recht eindringlichen Rede klar machen, wie ein Volksfest auch vom Volke ausgehen müsse, wobei der Herr Redner jedoch sich selbst als nicht zu dem Volke gehörig zu betrachten schien, indem er nur die anwesenden Handwerker als Volk bezeichnete. Diesen wollte es indeß nicht einleuchten, daß nur Handwerker alle in das Volk sein sollten. Sie meinten, alle Stände, besoldete wie unbesoldete, gehörten zum Volk, und nur wenn alle Stände thätig Theil nähmen, würde das bevorstehende Fest ein Volksfest werden.

Man sieht, daß auch in Versammlungen schlichter Bürger selbst der Schein zu meiden ist, als wollte man einen Stand höher stellen als den Andern.

Kunkelrüben-Brod.

In der Bremer Zeitung war kürzlich davon die Rede, daß das in Braunschweig aus Kunkelrüben und Roggenmehl bereitete Brod großen Beifall finde. Das hiesige Amt sah sich dadurch veranlaßt, den Stadt-Magistrat zu Braunschweig um Mittheilung eines Rezepts zu jenem Brode zu ersuchen, worauf heute die nachstehende (gedruckte) Anweisung von dort eingegangen ist. Ich beile mich, dieselbe alsbald durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

„Anweisung zur Zubereitung des Brods aus Zuckerrüben.

Man säure 10 Pfund Roggenmehl, knete es möglichst steif, und lasse es 10 bis 12 oder mehrere Stunden säuern. — Kurz vor dem Backen reibe man 10 bis 15 oder auch 20 Pfund rohe Zuckerrüben, nachdem sie natürlich von allem Schmutz gereinigt, mache

in den gesäuerten Teich mit der Hand ein Loch, und thue, so oft man eine genügende Quantität gerieben hat, von dem zuvor Geriebenen hinein. Mit einem hölzernen Löffel oder sonst einem passenden Geräthe suche man dann beide Theile der Mischung genau mit einander zu vermengen. Nachdem dies geschehen, knete man es mit Roggenmehl zu gewöhnlichem Backteig aus, worauf es so bald wie möglich in den Ofen muß, weil sonst das Brod eine bläuliche Farbe erhalten würde.

Bei größeren Quantitäten ist das oben genannte Verhältniß genau zu beobachten.“
Braße 1847. Aug. 9. N a s m u s.

Kirchliches.

Vom 6. bis 12. August sind in der Oldenburger Gemeinde

I. Copulirt: 67) Carl Gottlob Dietrich und Auguste Leopoldine Friederike Wilhelmine Gallenbeck genannt Friße, Oldenburg.

II. Getauft: 214) Johanne Wilhelmine Friederike Wiesel, Everßen. 215) Anna Catharine Friederike Hinrichs, Wehnerfelde. 216) Geische Helene Speckmann, Donnerschwee. 217) Charlotte Elise Rebecca Helene Hoting, Everßen. 218) Carl Wilhelm Johann Fesenfeld, Oldenburg. 219) Johann Hollwege, Bornhorst. 220) Ein uneheliches Mädchen.

III. Beerdigt: 231) Hermann Seyhus Theodor Grovermann, Heil. Geisthor, 1 1/2 J. 232) Johann Friedrich Schmidt aus Hamburg, 45 J., ertrunken (beim Baden). 233) Anna Heidemann geb. Schellstede, Donnerschwee, 72 J. 234) Geh. Hofrath Christian Friedrich Wilhelm Schlotter, Haarenthor, 55 J. 235) Sophie Marie Louise Wendel, Oldenburg, 10 J. 236) Helene Popphanen geb. Bruns, Wechloy, 73 J. 237) Hilbert Nöben, Wabnbeck, 1 1/2 J.

Sonntag, den 15. August predigen in der Lambertikirche
Frühpredigt: Herr Candidat Eckardt. Anf. 8 Uhr.
Hauptpredigt: Hr. Pastor Deharde v. Neuende. „ 9 1/2 „
Nachm.-Predigt: Herr Kirchenrath Claußen. „ 2 „

Marktpreise in Oldenburg.	Sonabend 7. August		Montag 9. August		Mittwoch 11. August	
	fl.	gr.	fl.	gr.	fl.	gr.
Roggen . . . pr. Scheffel	—	56	—	56	—	53
Buchweizen . . .	—	—	—	—	—	—
Roggenbrod . . . pr. Scheffel	—	—	—	—	—	—
Kartoffeln . . .	—	20	—	18	—	18
Schinken . . . pr. Pfund	—	12	—	12	—	12
Erdbeeren . . .	—	—	—	—	—	—
Butter . . .	—	15	—	15	—	15
Gier . . . pr. Duzend	—	6	—	6	—	6
Erbisen . . . pr. Kanne	—	—	—	—	—	—
Bohnen . . .	—	—	—	—	—	—

Erinnerung und Warnung.

Die noch säumigen Restanten des „Beobachters“ incl. 1846 haben sich, wenn sie bis zum 24. d. M. ihren Verbindlichkeiten nicht nachgekommen sind, alle daraus entstehende Unannehmlichkeiten selbst zuzuschreiben.

Die Verlags-Handlung.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 17. August 1847.

N^o 66.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Gheimer Bund.

Die Thüren sind verschlossen,
Die Lampe erhellte den Saal!
Versammelt sind die Genossen,
Wohl sieben an der Zahl.

Ein Stern mit sieben Strahlen
Hängt Jedem an der Brust;
Es wogt in ihnen Allen
Dieselbe Thatenlust.

Ernst sitzen sie beisammen
Um einen Tisch gesellt;
Gedankenblitze flammen,
Es schwindet die Aussenwelt.

Sie üben sich in Waffen,
Die ihnen ein Håberer gab,
Und warten, ihr Werk zu schaffen,
Dazu die Zeit nur ab.

B. L.

Der verstorbene Minister von Brandenstein und sein Testament.

Wir haben in öffentlichen Blättern eine Anzeige über den vor Kurzem erfolgten Tod des Ministers von Brandenstein und über das von ihm zurückgelassene Testament gelesen, aber nur eine sehr kurze, und scheint es, als wenn dieser Gegenstand wohl einer ausführlicheren Erwähnung werth gewesen wäre. Der verstorbene Minister v. B. ist doch für unser Land ein sehr bedeutender und verdienstvoller Mann gewesen — wenn er es auch in der letzten Zeit seines Lebens, seines hohen Alters wegen, nicht mehr war und sein konnte — und wurde es nun wieder nach seinem Tode durch seine wohlthätigen testamentarischen Verfügungen

und Stiftungen; so daß ihm wohl ein ehrenvolles und dankbares Andenken gebührt.

Es ist hier nicht die Absicht, einen Nekrolog des Verstorbenen zu geben; es fehlen mir dazu die Data, und es ist zu erwarten, daß solcher von einer mehr dazu befähigten und berechtigten Hand zu seiner Zeit erscheinen werde; nur so viel sei hier im voraus bemerkt, was wohl Keiner bestreiten wird, daß der Verstorbene kein gewöhnlicher Mensch war, sondern mit ausgezeichneten Gaben des Geistes und Gemüths, vielseitigen Kenntnissen und großer allgemeiner Bildung, liebenswürdiger Humanität und Herzensgüte, amtlicher Tüchtigkeit und Gewandtheit, und was die Hauptsache ist, mit strenger Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe ausgerüstet war. Wenigstens glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich den Verstorbenen stets als einen solchen erkannt habe. Ohne diese rühmlichen Eigenschaften würde derselbe auch schwerlich von seinem Fürsten zu dem höchsten Posten im Staatsdienste berufen worden sein, nachdem er lange Jahre hindurch ansehnliche Aemter mit seltener Berufstreue, Fleiß und Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte. Daß der Verstorbene, so gut wie wir alle, auch seine Fehler und Schwächen möge gehabt haben, soll damit eben so wenig geleugnet werden, als er sich selbst keinesweges davon frei glaubte, sondern dieses durch einen frommen, demüthigen Sinn zu erkennen gab; selbst seine letztwillige Bestimmung, ohne alles Gepränge zur letzten Ruhstätte gebracht zu werden, bezeugt seinen einfachen, bescheidenen Sinn.

Von der Person des Verstorbenen wenden wir uns zu dem von ihm hinterlassenen Testamente. *) Welche

*) Das Testament bestimmt:
Für das Gymnasium in Oldenburg 1000 Thaler.
(Die höhere Bürgerschule in Oldenburg hatte von dem Vollendeten bei ihrer Er-

